

## Krankhei(l)t (von Mathilda Hofer)

Im Krankenbett liegen und aus dem Fenster sehen. Durch die kleinen Schlitz hindurch, die von den grauen Jalousien umrahmt werden. Etwas Sonnenlicht fällt auf mein Gesicht. Es macht mich traurig, dass ein so kleiner, warmer Strahl es schafft, mich zu blenden. Die Strahlen treffen meine Haut und ich beobachte die abwechselnd weiß und schwarzen Streifen, mit denen der Schatten ein Spiel auf meiner Haut treibt. Weiß, Schwarz und dazwischen eine Grenze, die so wirkt, als ob niemals jemand den Mut haben könnte, sie zu überschreiten.

Ich mochte es schon immer, Grenzen zu übertreten, um genau zu sein, liebte ich es, sie bis auf das Letzte niederzutrameln. Ich war einmal mutig gewesen. Gesellschaftskonventionen interessierten mich nicht. Wenn ich neugierig auf etwas oder jemanden war, ging ich direkt darauf zu und ließ mich von nichts und niemandem aufhalten. Doch diese Person war ich nicht mehr und das Nichts und Niemand waren zu einem Ich und meiner Krankheit geworden, zu etwas, das mich wehrlos machte, lähmte.

Ich habe meine Neugier, meine Lebendigkeit und Freiheit verloren. Ich hasse es. Ich hasse dieses Zimmer. Es ist ein hässliches Zimmer, graue Wände, graue Vorhänge, ein grauer Tisch und ein Boden von einem Weiß, das so steril ist, dass man ihn nicht anschauen will. Es kommt mir so vor, als hätte sich mein ganzes Leben innerhalb einiger Tage an dieses abscheuliche Zimmer angepasst. Die Farben in mir sind zu einem dunklen, schweren Grau geworden, sowie das Weiß der Schatten zu einem Schwarz.

Ein Schwarz, in dem ich mich verliere. Und trotz dieser allumfassenden Dunkelheit mache ich meine Augen zu, aus Angst davor, keinen weißen Streifen mehr wahrzunehmen. Ich will in diesem Schwarz versinken. In dieser Dunkelheit, in diesem Selbstmitleid.

Mir wird bewusst, dass dies vielleicht die erste Situation in meinem Leben ist, in der es angebracht wäre. Aufgeben ist leichter als hoffen.

Aber will ich es eigentlich leicht haben?

Das Licht fällt auf meine Haut, doch es blendet mich nicht mehr. Die Grenze zwischen Weiß und Schwarz scheint mir ein schmaler Grad zwischen Aufgeben und Hoffen. Zwischen etwas, das ich nicht bin und niemals sein will und mir selbst. Genau diesen Teil von mir, den ich immer so liebte, habe ich jetzt zurückgewonnen. Ich bin wieder mutig. Mutig genug, um zu hoffen.